



[Nachdruck verboten.]

Das Grafenhaus.

13] Kriminal-Roman von Ludwig Habicht.

Wenn aber ſowohl der Bediente wie der Stieſohn der Ermordeten unſchuldig waren, wer hatte dann die blutige That begangen? Der Kreis von Menſchen, auf die ein Verdacht fallen mußte, wurde immer enger.

Der Mörder mußte mit den Einrichtungen des Hauſes der Frau Jordan ebenſo vertraut ſein, wie mit ihren Lebensgewohnheiten. Ein Fremder konnte unmöglich die That begangen haben; dagegen ſprach Alles, was in dieſer Sache bereits ermittelt worden. Jezt mußte ſich nothwendigerweiſe der Verdacht auf den jüngſten Sohn der Ermordeten richten, und man begriff plötzlich nicht, warum Friß Jordan nicht augenblicklich verhaftet worden, denn er und kein Anderer müſſe der Mörder ſein. In dieſer Weiſe ließ ſich augenblicklich die Volksſtimme vernehmen, und bald ſammelten ſich eine Menge Gründe, die auch wirklich das Einſchreiten des Gerichts veranlaßten. Es war aufgefallen, daß Friß Jordan bald nach der Ermordung ſeiner Mutter ſehr bedeutende Ausgaben gemacht und ſtets in Gold gezahlt hatte. Wie war der junge Mann plötzlich zu einer ſolch bedeutenden Summe und gerade in ſolchen Münzorten gekommen, da es allgemein bekannt war, daß Frau Jordan ſeit ihrer Verlobung ihren Jünglingsgeborenen weit kürzer hielt und ihm nur noch kleine Beträge als Taschengeld gab? Friß hatte deshalb ſchon recht anſtändige Schulden angehäuft und wurde bereits von ſeinen Gläubigern hart bedrängt. Daß der Mann noch minorenn war und rechtlich ſeine Schuldverbindlichkeiten eingehen konnte, hatte einige Wucherer nicht abgehalten, ihm Gelder darzuleihen, und der junge, unerfahrene Menſch fühlte ſich von dem Anſturm ſeiner Gläubiger ſehr beunruhigt.

War es deshalb ſo unmöglich, daß in dem leichtſinnigen und innerlich rohen Menſchen der ſchreckliche Gedanke des Mordmordes aufgetaucht? — Eine vernünftige Erziehung hatte ja Friß ſo wenig genoſſen, wie die übrigen Jordan'schen Kinder. Als der erkorene Liebling der Eltern war ihm von Jugend auf Alles bewilligt worden, was nur irgend der Geiz des Vaters und der Geiſchäftſeifer der Mutter zuließ. Um ſeine ſeelliche Entwicklung hatte ſich Niemand gekümmert.

In dem jungen Manne erwachten früh ſtarke Leidenschaften, die, auf das Gute und Edle gelenkt, aus Friß Jordan einen tüchtigen Menſchen gemacht hätten; jezt war er ein Taugenichts geworden, der ſich mit großer Gewandtheit einen äußern Schliß angeeignet, denn aber jeder ſittliche Halt fehlte und der längt gewöhnt war, ſich ziellos in den Strom der Vergnügungen zu ſtürzen.

Von einem ſolchen Charakter konnte man ſich ſehr wohl der That verſehen. Und wieviel ſprach für ſeine Schuld? — Wenn es jezt feſtſand, daß weder der Bediente Grohmann noch ſein Schwager die Wittve ermordet, dann mußte ſich nothwendig der Verdacht auf Friß Jordan richten, der allein zu einem ſolchen Verbrechen die nöthige Gelegenheit beſaß.

Durch die wunderliche Einrichtung des Wohnhauſes war ihm das Schlafzimmer der Mutter am leichtſten zugänglich.

Er kannte ja dieſen Weg und hatte ihn ſehr oft gemacht, fogar am dem Morgen, als ihm der Kutfcher von dem düſtern Vorfall Nachricht gebracht.

Die Dienſtmädchen hatten bekundet, daß Frau Jordan ſich in letzter Zeit ſtets ſehr ängſtlich eingekloſſen und dies ihres Wiſſens niemals verjäumt habe. Denn ſobald ſie noch einmal in ſpäterer Abendſtunde zu ihrer Herrin dringen wollten, fanden ſie ſtets den Nachtriigel ſchon vorgeſchoben. Frau Jordan

öffnete dann auch nicht mehr, ſondern gab nun ihre Befehle durch das Schlüſſelloch. Ihrem Sohne gegenüber hatte ſie ſchwerlich dieſes Mißtrauen gezeigt, und wenn er ſeinen Weg vom Seitenflügel über den zweiten Stock hinweg zu ihrem Schlafzimmer nahm und dann an die verborgene Thür klopfte, hatte ſie ihm gewiß den Einlaß gewährt. Friß allein konnte alſo ohne jedes Aufſehen und Geräusch zu ſeiner Mutter dringen und war er einmal im Schlafzimmer, ſo ergab ſich alles Andere von ſelbſt, ſobald der junge Mann mit dem gräßlichen Gedanken vertraut war, derjenigen das Leben zu rauben, die es ihm geſchenkt hatte.

Auch die Benützung des Grohmann'schen Meſſers zu der entſetzlichen That war ſofort erklärt, wenn man Friß Jordan für den Mörder hielt. Vielleicht hatte er ſich deſſelben nur in der Abſicht bemächtigt, dann den Verdacht auf den armen Bedienten zu werfen. Ihm war eheſten eine Gelegenheit geworden, das Meſſer wegzunehmen; denn er ſirich ſehr oft müßig in den Zimmern der Dienſtleute ſeiner Mutter umher. Damit war auch das Wegwerfen des Meſſers nach vollbrachter That wie das Deffnen des Nachtriigels jener zweiten Thür erklärt, die Ferdinand einen Zutritt geſtattete. Friß hatte das ſicher Alles mit diabolischer Berechnung ins Werk geſetzt, um den Bedienten vollends zu verderben.

Und jezt dies leichtſinnige Herumwerfen mit den Goldſtücken, die Frau Jordan zwei Tage vorher ausgezahlt erhalten. Das waren Momente genug, um die Verhaftung Friß Jordan's zu rechtfertigen.

Der junge Mann zeigte ſich anfangs ganz ungeberdig und hätte am liebſten der Maßregel offenen Widerſtand entgegengeſetzt. Nur dem vernünftigen Zureden des Beamten gelang es, den Tobenden ſoweit zur Ruhe zu bringen, daß er ſich in das Unvermeidliche ſand.

Zu der innerlichen Nothheit des Friß ſtand die Sorge um ſeine Schwefter im ſeltenern Widerſpruch. Er bat die im Hauſe noch vorhandene Dienerschaft, Sophien Alles ſorgfältig zu verheimlichen, ihr nur zu ſagen, daß er plötzlich verreist ſei und bald zurückkehren werde. Eine ſolch' zarte Rückſicht auf unglückliche, geiſteschwache Mädchen würde Niemand in dem jungen Jordan geſucht haben.

Raum war die Nachricht, von der Verhaftung Friß' zu dem Ohr des Bruders gedrungen, als er mit ſeinem würdigen Schwiegervater in das jezt ſo öde Grafenhaus ſich begab, um ſich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen, vielleicht auch, um hier endlich nach dem Rechten zu ſehen. Da der Nachlaß der Mutter noch nicht geregelt war, hatte Friß ganz ſelbſtverſtändlich die glänzende Wirthſchaft weitergeführt zum nicht geringen Verdruß des Bruders, der augenblicklich verlangte, daß die vielen Müßiggänger nicht länger geſüttert, ſondern gleich entlaſſen würden. Mit dem Verkauf der koſtbaren Einrichtung, der überflüſſigen Pferde und Wagen mußte freilich ſo lange gewartet werden, bis das Gericht die nöthigen einleitenden Schritte gethan.

Dem älteren Bruder dauerte dies viel zu lange. Mit der Ausſicht auf ein bedeutendes Vermögen war auch der Geiz ſeines Vaters in ihm erwacht. Er ſah überall die ungeheure Verſchwendung und wollte ihr mit einem Schlage ein Ende machen.

Es war deshalb zwiſchen den beiden Brüdern zu ſehr heftigen Auseinanderſetzungen gekommen. Friß wollte das glänzende Leben weiter fortführen und von einer ſofortigen Entlaſſung der Leute durchaus nichts wiſſen. „Sie müſſen ja doch ihren Lohn bekommen, und es wäre die reinſte Verſchwendung, ſie vorher zu entlaſſen und ihnen für nichts und wieder nichts eine Entſchädigung zu zahlen,“ hatte er ſehr entſchieden erklärt. Wilhelm Jordan merkte aber recht gut, daß hinter dieſer vermeintlichen Sparſamkeit des Bruders nur die Abſicht ſtedte, dies üppige Wohlleben mit einer zahlreichen Dienerschaft weiter-

auführen, und er war empört über diesen grenzenlosen Leichtsin. Es kam darüber zu den allerhärtesten Kämpfen, und die Brüder bewiesen dabei wieder einmal, wie selbst ihre Erziehung vernachlässigt worden, wie roh und wild die Kinder des Jordanischen Hauses aufgewachsen waren. Es fehlte ihnen jeder Familieninn, und der bitterste Haß, die grimmigste Feindschaft kam dabei zum Vorschein. Wilhelm besonders bewies in diesem Streit, wie tief der Neid in seinem Herzen gegen Fritz, den die Eltern sehr begünstigt hatten, festgewurzelt war. Alles, was in der Brust des älteren Bruders an Groll und Mißgunst im Laufe der Jahre aufgespeichert worden, kam bei diesem Streit zum Vorschein, der die häßlichsten Leidenschaften zu Tage förderte.

Der alte Jordan und seine zweite Frau hatten rastlos darnach gedrungen, ein ungeheures Vermögen zusammenzuscharren in der festen Ueberzeugung, daß sie damit ihre Kinder glücklich machten, und wie wenig war ihnen dies gelungen. Wilhelm's beschränkter Geist machte ihn für jeden wahren Genuß unfähig; er lebte stumpfsinnig vor sich hin mit all den unangenehmen Eigenschaften eines beschränkten Kopfes, und Fritz war ein leichtsinniger, gewissenloser Patron geworden, den Jeder, der ihn näher kannte, recht gut der schrecklichen That fähig hielt, deren er jetzt beschuldigt wurde.

Wilhelm Jordan betrat heut das Haus der Mutter mit der ganzen Aufgeblasenheit eines Mannes, der von nun an hier allein zu befehlen hat. Seine vierchrötige Gestalt bewegte sich heut noch schwerfällig; er warf das dicke Haupt in den Stier-naden und fragte die Dienerschaft über Alles in jenem groben Tone, der ihm eigenthümlich war. Er hatte es unter seiner Würde gehalten, die Leute seiner Mutter zu grüßen oder die Mühe abzunehmen, während er von Zimmer zu Zimmer sich langsam fortschleppte und dabei unverhohlen seiner Empörung über die läuderliche Wirthschaft der Verstorbenen in den kräftigsten Ausdrücken Luft machte.

Sein Schwiegervater blickte nur mit äußerlich gehendelter Entrüstung auf die weltliche Herrlichkeit, die dem Himmel so wenig gefallen, daß er dem verblendeten Treiben der Unglücklichen ein schreckliches Ende bereitet, wie er schon längst vorausverkündet.

Während die sämmtliche Dienerschaft über die Verhaftung des jungen Herrn die größte Bestürzung zeigte und besonders der Rutscher hartnäckig behauptete, sein lieber Herr sei ganz unschuldig, nahm Wilhelm Jordan sowohl wie Meister Senstleben es für ganz selbstverständlich an, daß Fritz den Mord begangen habe, und sie legten darüber eine Gleichgültigkeit an den Tag, die etwas Grauenhaftes hatte.

Wilhelm sprach sich ganz offen darüber aus: „Das hat nun meine Mutter davon, daß sie den Fritz, diesen nichtswürdigen Bengel, so verhätschelt.“ begann er sogleich, als ihm auf seine Frage eines der Dienstmädchen die Wahrheit des Gerüchtes bestätigte. „Ich hab ihn immer gesagt, Du wirst ja sehen, was Du dir an dem Taugenichts ersieht; der darf herumklumpen, und ich muß arbeiten, daß mir der Buckel raucht. Nun hat er sie dafür ausgezahlt.“

Sein Schwiegervater nickte diesen mit kräftigster Stimme vorgetragenen Worten eifrig zu. „Der Müßiggang ist die Wurzel alles Uebels,“ sagte er salbungsvoll. „Ich habe Deiner Mutter genug zu Gemüthe geredet; aber ihre Seele war schon in Hoffarth ertrunken. Jetzt hat der Himmel seine Hand über den Sitz der Wellust ausgestreckt, der mit Recht von je: „Das Grafenhaus“ genannt worden.“ Er wies dabei mit seiner dürrn Hand erzürnt und verächtlich auf die Zimmereinrichtung.

Dienegott forschte jetzt die beiden Dienstmädchen, die sie gerade zuerst anwesend gefunden, eifrig aus, und das Resultat davon war, daß er sich mit den Worten zu seinem Schwiegervater wandte: „Warum hat nur das Gerücht nicht gleich den wahren Schuldigen erkannt? Wer Augen hat zu sehen, dem muß es ja klar werden, daß Fritz allein der Mörder ist. Nun, dem Himmel sei Dank, daß er der irdischen Gerechtigkeit nicht länger entgangen ist.“

Wilhelm gab den Gedanken des Schwiegervaters in seiner rückwärtslosen Weise unverhohlen Ausdruck. „Fritz muß aufs Schaffot, das wächt ihm kein Regen ab.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Sophie stürzte herein. Die Unglückliche sah noch verstörter aus als gewöhnlich; sie mußte die laut ausgesprochenen Worte des Bruders gehört, nicht aber vollständig gehört haben, denn sie fragte hastig: „Wo ist Fritz, muß er fort?“

„Ja, er ist schon fort,“ entgegnete Wilhelm sogleich in gewohnter Rohheit. „Sie haben ihn heut abgeholt, weil Niemand

anders als dieser nichtswürdige Mensch die Mutter todt geschlagen hat.“

Sophie schien nicht sogleich die Antwort des Bruders zu begreifen; denn sie starrte ihn nur mit geöffneten Augen an und brachte kein Wort hervor.

„Gloz mich nicht so an,“ rief Wilhelm mit rohem Aufschlachen. „Es ist schon so, wie ich Dir sag', das saubere Frisgen hat die Mutter bei Seit' gebracht, und es wird ihm daher der Kopf kürzer gemacht werden.“ Eine bezeichnende Handbewegung ergänzte noch seine Worte.

Sophiens öder, leerer Blick wanderte von dem Bruder zu Dienegott, der mit gefalteten Händen flüsterte: „Gott sei seiner armen Seele gnädig,“ als ruhe schon der Kopf des jungen Jordan unter dem Beil des Henkers.

Plötzlich schien das arme, unglückliche Mädchen Alles zu begreifen, ihre Augen belebten sich, sie traten aus ihren Höhlen, und mit einem lauten Verzweiflungsschrei wollte sie aus dem Zimmer stürzen.

Der Bruder vertrat ihr den Weg. „Wo willst Du hin?“ fragte er sie barsch und grob.

„Ich will ihm helfen! Ihr dürft Fritz nichts thun, der hat gar nichts verbrochen,“ jammerte Sophie und suchte sich den Armen des sie festhaltenden Bruders zu entwinden.

„Ach, sei nicht so albern,“ polterte sie Wilhelm an. „Ich sagte Dir ja schon, den Fritz haben sie eingesperrt, weil er die Mutter todtgestochen hat.“

„Nein, nein,“ rief sie angstvoll. „Das ist nicht wahr, der ist ganz unschuldig, der thut Niemand etwas.“

„Das wirst Du wohl besser wissen wollen wie die Gerichte,“ entgegnete der Bruder grob, der mit Sophie niemals glimpflich verfuhr. Er hielt sich stets verpflichtet, ihr auf diese Weise den Kopf zurechtzulegen.

„Warum sollte er nur der Mutter was thun?“ meinte Sophie, „die war immer gut zu ihm.“

„Ja, leider viel zu gut,“ brummte Wilhelm, und sein Schwiegervater bestätigte diese Bemerkung durch eifriges Nicken des Hauptes. „Aber es ist doch so, wie ich Dir sage, Fritz hat am leichtesten von seiner Stube aus zur Mutter gekonnt, er durfte nur über den zweiten Stock wegschleichen, und da er mußte, daß gerade eine Menge Geld eingekommen, so hat er sie bei Seite gebracht.“

„Auf die schändlichste Weise! Dieser Muttermörder!“ setzte Dienegott mit tiefster Entrüstung hinzu.

Sophie stand eine Weile in größter Bestürzung da, sie wußte augenscheinlich nicht, was sie sagen, was sie thun sollte. Ihr armer Kopf arbeitete nicht so schnell, um augenscheinlich einen Entschluß zu fassen.

„Begreifst Du nun endlich?“ fragte Wilhelm und schüttelte die Schwester ziemlich unanft am Arme. „Er hat die Mutter um 10 000 Mark bestohlen und gewiß das Geld schon durchgebracht, der Taugenichts. Aber die Geschichte kostet ihm den Kopf, da kann ihm Niemand mehr helfen.“

Erst jetzt war Sophie zu einem Gedanken gekommen; denn sie rief plötzlich lebhaft aus: „Ach, der Fritz ist ganz unschuldig — ich bin es gewesen.“

„Schwaz nicht so albernes Zeug! Du sähst auch danach aus!“ entgegnete Wilhelm in seiner brutalen Weise.

Dienegott warf seinem Schwiegervater einen abmahnennden Blick zu und legte sich sogleich ins Mittel. „Lieber Sohn, warum sollte sie ihm nicht geholfen haben?“ — Von einer Person ist der Mord nicht begangen worden, das denken ja Alle; es ist also gar nicht unnöglich, daß sie die Wahrheit sagt.“

„Nein, ich bin es ganz allein gewesen, Fritz ist unschuldig!“ wiederholte Sophie mit der eigenthümlichen Halsstarrigkeit des Geisteschwachen. „Ihr könnt es mir wirklich glauben,“ und sie begann zu weinen.

„Ich glaube, daß Du dabei gewesen,“ entgegnete der Rutschermeister, „und wir werden Dich deshalb den Gerichten übergeben. Lieber Wilhelm, bist Du nicht auch dieser Ansicht?“ wandte er sich zu seinem Schwiegervater und warf ihm von Neuem einen verständnißvollen Blick zu.

Trotzdem der Fleischer nicht gerade viel Klugheit aufzuweisen hatte, besaß er doch eine gute Portion Schlaubeit, besonders da, wo es seinen Vortheil galt, und er begriff sogleich, wo der würdige Dienegott hinauswollte. Wenn Sophie als Theilnehmerin an dem Verbrechen überführt und verurtheilt wurde, dann war man das blödsinnige Geschöpf los, das ihm jetzt allein zur Last fiel.

(Fortsetzung folgt.)

In der Hasenheide.

Im Centrum unserer Großstädte lebt man so dumpf vor sich hin, bummelnd in aller Uebergeschäftigkeit. Man sagt stolz: „Hier ist das Herz des Ganzen!“ und bedenkt kaum, daß zum Herzen doch auch ein Körper gehört und daß grade in den Augenblick dieses Körpers sich die Physiognomie des Ganzen erst mit voller Schärfe ausprägt. Im Centrum sind unsere Großstädte einander alle sehr ähnlich: es sind internationale Handels- und Börsenplätze, moderne Vergnügungsanstalten. Auf der Peripherie aber, wo das „Volk“ sitzt, wo die „Stadt“ in die „Landschaft“ übergeht, da verrät sich der besondere Charakter der Klasse und der Zone. Die im Centrum wohnen nur wenig davon. Sie kennen von der Peripherie, der weitgeackten, meist nur zwei oder drei Punkte, wo sie vielleicht ein Landhaus haben, oder wo ihre Freunde ihre Landhäuser haben. Die Fremden vollends, die als Lustreisende kommen, erfahren von der Peripherie gar nichts. Für sie ist „Berlin“: Linden, Leipziger- und Friedrichs-Straße, das Schloß, die Museen, die Theater, dann vielleicht noch der Thiergarten und — Potsdam!

Da plötzlich geschieht etwas, außer an dem Riesenseibe der Großstadt, das einer krankhaften Zuckung ähnlich sieht. Erschrocken fahren die Centrumsbewohner und Fremden empor, blicken verstört einander an. Was war das? Wo war das? In der Hasenheide ist ein Mädchen ermordet worden! Arbeiter, die am frühen Morgen von Rixdorf kamen, haben ihren verstumelten Leichnam in der Riesenheide gefunden! Die Zeitungsblätter knittern in den Händen der erbleichenden Frühstückler. „Ein Mädchen ermordet? Draußen in der Hasenheide? Wie sieht es da aus? Ich bin niemals dort gewesen!“ Dann kommt ein Sonntag, an dem „Zehntausende hinausströmen“ und die Mordstätte besuchen. Mit behaglichem Grinsen streifen sie umher, zerlöchern den Sandboden mit Spazierstöcken und Sonnenschirmen. Gruppen stehen bei einander, bleich und erregt, und streiten über die pikanten Einzelheiten. Die Neumalklugen urtheilen, wer der Mörder wohl sein könne und wie man ihn fassen könne. Frauen ergeben sich in entrüsteten Schimpfreden. Kinder balgen sich, werfen sich Sand in die Gesichter und beschmutzen sich die frischen Sonntagsgleider. Dann gehts ins nächste Wirthshaus. Dort wird geraucht, Skat gekloppt, vielleicht auch getanzt. Alles ist wieder vergnügt. Und Montag Abend lesen die feinen Herrschaften im Centrum, daß „Zehntausende hinausgeströmt sind“. Ja, man lebt dumpf im Centrum der Großstädte.

An der Ringbahnstation „Rixdorf“ stieg ich aus. Es drohte Regen. In Rixdorf, möchte man glauben, muß immer Regen drohen. Wenn man diese langweiligen, mürrischen Straßen sieht, fällt es schwer, sich vorzustellen, daß hier überhaupt einmal die Sonne scheinen könne. In die Herzen der Menschen jedenfalls scheint sie wohl nur höchst selten. Wir sind in der Vorstadt des äußersten Südostens. Links liegen Kirchhöfe und der Riesen-Exerzierplatz des Tempelhofer Feldes. Rechts dehnt sich unfreundliches Gelände, harrrende Baugrundstücke, die in kommenden Jahrzehnten ausgeschlachtet werden sollen, um die Verbindung mit der Stadt allenthalben noch enger zu ziehen. Vor uns, im Norden, schwillt der Gigantenleib Berlins. Durch drei Pferdebahnen und die Stadt-Ringbahn hängt Rixdorf damit zusammen. Es ist ein Gemeindegeseh, das etwa vierzigtausend Seelen umfaßt. Nur Arbeiterfamilien und kleine Gewerbetreibende leben dort. Dann aber giebt's dafelbst große Brauereien mit eintönigen Baumgärten und „Brachtjälen“, in denen getanzt wird. Sonntags strömt vom Süden und Osten Berlins mancherlei Volk dort zusammen, das ein bißchen „Sommerfrische“ genießen will, auch meistentheils ärmere Leute. Lässig schlenderte ich die der Hasenheide zuführende Hauptstraße hinunter und sah mir Menschen und Käden an. Es war um die Mittagsstunde, viele Kinder spielten auf der Straße. Aber es war kein Tollen, kein jauchzender Uebermuth in diesen spielenden Kindern. Sie waren fast stumm, höchstens weinte mal eines. Sie hatten bleiche, verunstaltete entartete Gesichter, abstehende Ohren, höckrige Stirnen. Und um die schmalen Lippen und schrägen Augen schon so etwas Desillusionirtes und Wissendes, Greienhaft-Piffiges, daß man davor erschrecken konnte. An einem Gartensaum stand ein Mädchen von acht Jahren und sah mich frech an. Sie „tarirte“ mich offenbar. Um den dünnen Hals trug sie einen blauen Lappen gewickelt, das schmutzig blonde Haar war von Wasser

und schlechtem Del verdorben. Dann kam um eine Ecke eine Reihe kleiner Wichter getrottet, so zwischen zwei und fünf Jahren, sie hatten sich alle an den Händen gefaßt und gottelten trübfröhlich dahin. Sie steckten sämtlich in geflickten Lumpen, Beine und Füße beinahe nackt, aber Hals, Kopf und Ohren mit gestrickter Wolle fürchtlich umwickelt. Diese Kinder waren alle häßlich, meist rhachitisch oder stropulös, mit Gesichtern, die stellenweise etwas Cretinhaftes hatten. Ganz still schlichen und wackelten sie so vor mir her. Die Käden zur Seite, in denen billige Kleider und Schürzen, Kapuzen, Schleusenhüte und grellbunte „moderne“ Kravatten auslagen, beachteten sie mit keinem Blick. Plötzlich indeß wurden sie aufmerksam, oder vielmehr zunächst nur der Älteste von ihnen. In dessen Augen glomm etwas auf. Und er zog die übrigen mit sich hin an das Fenster eines Juwelierladens. Dort kauerte sich die ganze Sippe hin, wie eine niedergeflogene Spazenschaar, und stierte auf das Gold und die Steine. Aber auch jetzt sprach keines ein Wort. Sie stierten nur immer hin auf das funkelnde Gestein und das gelbe leuchtende Metall, sogen dumpf den Eindruck in sich auf, wie von etwas Fernem, Glänzendem, vor ihnen Verschlossenem, aber wonach sie doch einmal die Finger würden ausstrecken wollen. . . . Mir fiel ein, daß die Berliner Polizei dem Vororte Rixdorf ihre besondere Aufmerksamkeit widmet, und ich dachte an die Lehre Lombrosos vom geborenen Verbrecher. Ich mußte mir ausmalen, wie viele wohl von diesen bleichen verkümmerten Kindern später einmal die Gefängnisse und Zuchthäuser füllen würden, sie, die jetzt mit dunklen Thierinstinkten, schuldblos auch in ihren Niedrigkeiten, nichtsahnend durch die Straßen watscheln.

Dann bog ich seitwärts ab. Es lockte mich, den „bewaldeten Theil“ der Hasenheide, in der jene Mordthat verübt worden war, zu besuchen. Die Hauptstraße von Rixdorf führt nicht dorthin. Sie lenkt vielmehr in jenen anderen berühmteren Theil der Hasenheide ein, wo es so lustig und lärmend ist, wo es von Vergnügungs-Etablissements, Biergärten, Schaubuden, Spezialitäten-Theatern kaum minder wimmelt als im Wiener Prater. Aber die fortschreitende Zeit hat seit Ausgang vorigen Sommers auf diese Insel der Lustbarkeiten ihre schwere zerdrückende Hand gelegt. Gerade jener Haupttheil, wo in weiten Restaurationsgärten, bei harmloser oder auch verführerischer Freude, eine bunte Menge sich drängte, ist heuer der Spekulationswuth zum Opfer gefallen. Eine lange Reihe von Mieths-Kasernen ist dort im Wachsen begriffen, und tahl schauen rohe Fiegebauten, wie enthäutete Häuserabaver, auf den Spaziergänger hernieder, wo noch im letzten Herbst die fetten Mädeln auf den Brettl'n jangen. Einer, als ich so dahinwanderte, entsann ich mich noch ganz genau. Es war eine unverfälschte Berlinerin des Ostens, trug einen rothen Frack und im Auge ein Monokel am breiten Bande, und indem sie sich mit einer Reitpeitsche auf die Schenkel klopfte, betheuerte sie, daß die Männer alle ganz toll auf sie wären. „Alle ganz doll auf mir! Na natürlich —

Weil ich ein patentes, ein so excellentes, weil ich ein gefiehlvoll-schneid'ges Meed—henn bin!“ Und immer suchte sie dazu die Reitpeitsche, halb drohend, halb verliebt. Ja, die gefiehlvoll-schneidigen Meedchen! Echtester Typus von Berlin! Die Ermordete wird wohl auch dazu gehört haben! Makellos war sie ja nicht, und es gehörte schon ein ungewöhnliches Maß von „Schneidigkeit“ und „Fiehl!“ dazu, des Nachts einem Manne in jene Waldgegenden zu folgen, die ich jetzt endlich vor mir auftauchen sah.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Eine dänische Grönland-Expedition unter Leitung des Premierlieutenants Andrups wird Ende dieses Monats von Kopenhagen abgehen. Sie hat besonders die Aufgabe, die Distrikte Grönlands zu untersuchen, und die Kosten werden hauptsächlich aus dem vom bekannten Brauer und Väcen Karl Jacoben gestifteten „Karlsberger Fonds“ bestritten. Bekanntlich ist die Westküste Grönlands schon lange erforscht; dort liegen die großen Stationen der grönländischen Handelsgesellschaft und die zahlreich besetzten Kolonien. Auch die Nordwestküste ist bereits theilweise untersucht, während die Nordküste nur sehr wenig bekannt ist. Die deutsche „Germania-Expedition“ (1869/70) und verschiedene dänische Expeditionen haben zwar früher

einzelne Theile der Ostküste von Kap Brewster bis zum 78. Grad nördlicher Breite erforscht, dagegen ist derjenige Theil von der Ostküste, welcher sich vom Kap Brewster aus in südlicher Richtung bis Angmagalik erstreckt, noch ganz unbekannt geblieben. Diese Strecke bildet nun das Hauptziel der neuen Expedition. Zwar sind die dortigen Eisverhältnisse sehr schwierig, da das Jahrwasser nach Island ziemlich schmal ist und gefährliche Eisschraubungen verursacht, man hofft jedoch diese Schwierigkeiten zu überwinden. An der Expedition sollen drei Gelehrte und drei Marineoffiziere theilnehmen, Proviant wird für zwei Jahre mitgenommen. Wenn man die Station Angmagalik erreicht hat, beginnt die eigentliche Forschungsreise. Die Expedition will Bodenuntersuchungen und andere wissenschaftliche Beobachtungen vornehmen und Proviant-Depots anlegen. Im Herbst 1899 kehrt die Expedition nach Kopenhagen zurück, doch nur um für den zweiten Theil der Reise die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Auch für die zweite Reise liegt ein bereits in allen Punkten ausgearbeiteter Plan vor; die Reise geht zunächst nach Island; von dort wird die Expedition nach dem nördlichsten der von ihr errichteten Proviantdepots vordringen, wo überwintert werden soll. Im darauffolgenden Frühjahr beabsichtigt man, von Depot zu Depot nach Süden vorzudringen und die Kartographische der Küste auszuarbeiten. Diese Untersuchungen dürften etwa zwei Jahre in Anspruch nehmen, worauf die Expedition endlich die Heimreise antritt. Herr Andrup ist ein sehr tüchtiger Marineoffizier, der sich mehrere Jahre in Island und Grönland aufgehalten, und sich sowohl theoretisch wie praktisch große Erfahrung in arktischen Fragen erworben hat. Die Expedition, die mit einem starken Schraubenschiffe, das die „Kgl. grönländische Kompanie“ zur Verfügung gestellt ist, unternommen wird, ist vorzüglich ausgerüstet, mit allen Hilfsmitteln reichlich versehen und wird hauptsächlich wichtige geographische, zoologische und ethnologische Erfolge erzielen.

Die umgekehrte Pariserin. Einem Attaché der französischen Gesandtschaft in Tokio passirte jüngst ein ergötzliches Geschichtchen. Der junge Mann hatte sich von den Weisen einer vornehmen Japanerin umflicken lassen und eines Tages sprach die Dame den Wunsch aus, sich auch einmal in der Tracht des eleganten Faubourg sehen zu dürfen. Ihr Wunsch war ihm Befehl: sofort bestellte der galante Kavaller bei einer namhaften Pariser Firma die komplette Ausrüstung einer echten Modedame — in Wahrheit, die neueste verbesserte Ausgabe alles „Sichtbaren und Unsichtbaren“ das eine die gekleidete Schöne zu ihrem Anzug benötigte. Die Ordre wurde prompt ausgeführt und bald langte eine geheimnißvolle Kiste aus der Rue de la Paix an, die mit den kostbarsten, nie gesehenen Dingen angefüllt war. Oben auf lag eine wunderschöne Seidenrobe von zartblauer Farbe, dann folgten spitzenbesetzte Jupons und ferner alle diskreten Toilettestücke, die nicht für profane Augen bestimmt sind und doch so statisch gearbeitet werden, als müßten sie einer ganzen Armee von kriegerischen und bewundernden Blicken Stand halten. Die holde Tochter des Mikadolandes war nun europäischer Toilettegegenstände gegenüber von föstlicher Naivetät. Die französische Modedame hatte die Sachen in dem Reisekarton sorgfältig geordnet, und zwar so, wie sie der Reiche nach angezogen werden sollten, nachdem man sie vorichtig ausgepackt hatte. Eingehend des Rathes, den ihr der französische Freund gegeben, die Toilettegegenstände so anzulegen, wie sie im Karton aufeinander folgten, waagte die japanische Schöne gar nicht, die Sachen erit herauszunehmen. Sie mißverstand das umgekehrte Arrangement gänzlich und zog in rührender Einfachheit zuerst das seidene Kleid an, dann all die anderen schönen Dinge wie sie kamen. Bei einem gewissen Toilettenstück schließlich angelangt, stand sie einen Moment ganz ratlos da. Bald aber schien ihr ein Licht aufzugehen und lächelnd schlüpfte sie mit den bereits im seidenen Kleiderärmel steckenden Armen in die weiten, spitzenbesetzten, weißen Pantalons. Den Beschluß bildete ein durchsichtig feines, armesloses Batistgewand, dessen reichverzierter herzförmiger Ausschnitt sich gar nicht übel auf dem zartblauen Unterleibe ausnahm. Eingehüllt in eine wahre Sinfonie von Spitzen, Seide und feinsten Batist, ließ sich die vornehme Japanerin zur französischen Botschaft fahren, um ihrem lebenswürdigen Freunde für seine große Aufmerksamkeit persönlich zu danken. Man kann sich das Entsetzen desselben vorstellen, als er das Resultat seines gutgemeinten Winkes in Bezug auf Reihenfolge in der seltsamen Erscheinung seiner Angebeteten verkörpert sah.

Vom Aberglauben. Wie tief noch am Ende des 19. Jahrhunderts der Aberglaube im Volke eingewurzelt ist, das beweist wieder folgender, aus dem Orte Borstel bei Hoya berichteter Vorfall: Jan Hinckel hatte das Pech, daß viele seiner Schafe und Lämmer erkrankten und starben. Der Thierarzt wird befragt; er verschreibt Medikamente, die aber nichts helfen. Da sagt der Nachbar Schorfe zu Hinckel: „Dor helst nicks tau. Du moßt noch de olle D. . . in H. . . De helst di da gant af!“ Nach einem Warte von mehreren Stunden langt Hinckel bei der alten D. . . an. „Na,“ sagt die Alte, „wat Du wullst, dat weet ik. Di gahst de Schape alle tod. Aber et schall nu dörvewisen; de nu noch lewt, schaff Du of beholen. Unner us gelegat, is de ganze krankheit bloß Afgunst von enen Wintchen; den möt wi ut Dinen Schapstall bannen. Du geist nu wedder los nach Hus un nimmst düssen Stod mit. Du bohst an de veer Eckstänner von Dinen Schapstall veer Löker, also een Lot an jeden Eckstanner, un kloppst in jedet Lot enen Stod. Denn is

de Krankheit un dat Starben von Dine Schape vörbi!“ Hinckel, der gläubig zugehört hatte, rüffte sich nach Empfang eines sogenannten „Laußchnapjes“ zur Heimreise. Bei seinen wolligen Lieblingen angekommen, bohrt und kloppt er stillschweigend, wie ihm gerathen ist. Und siehe da: die Krankheit ist weg; die Thiere sterben ihm auch nicht mehr. Diese Geschichte ist, so schreibt das „Bochenblatt“, thatsächlich passirt. Schorfe und Hinckel und andere ihm Gesellschafter glaubten natürlich fest und fest an das „Bannen“.

Weib — Frau — Gemahlin. Ueber diese Bezeichnungen findet sich in den hinterlassenen Papieren von David Strauß folgende treffende Bemerkung: „Wenn man aus Liebe heirathet, wird man Mann und Weib, wenn man aus Bequemlichkeit heirathet, Herr und Frau, und wer aus Verhältnissen heirathet, Gemahl und Gemahlin. Man wird geliebt von seinem Weibe, geschont von seiner Frau, geduldet von seiner Gemahlin. Die Wittichast besorgt das Weib, das Haus die Frau, den Lohn die Gemahlin. Den kranken Mann pflegt das Weib, ihn besucht die Frau und nach seinem Befinden erkundigt sich die Gemahlin. Man geht spazieren mit seinem Weibe, fährt aus mit seiner Frau und macht Partien mit seiner Gemahlin. Unseren Kummer theilt das Weib, unser Geld die Frau und unsere Schulden die Gemahlin. Sind wir todt, so beweint uns unser Weib, beklagt uns unsere Frau und geht in Trauer unsere Gemahlin.“

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Zum bevorstehenden Abschluß des ersten Decenniums der Regierung Kaiser Wilhelms II. hat das Deutsche Verlagshaus Bong u. Co. (Berlin W. und Leipzig), unter dem Titel „**Unser Kaiser, zehn Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II. 1888—1898**“, ein Prachtwerk bereitet, das demnächst zur Ausgabe gelangen wird. Das 16 Kapitel umfassende Werk enthält die eingehende Schilderung und Studienzeit unseres Kaisers und sein Leben und Wirken vom Zeitpunkt der Vermählung bis zum Regierungsantritt. Die Herrschertätigkeit Wilhelms II. wird nach ihren verschiedenen Richtungen in der näheren Beziehung zur Politik, zur Armee, zur Marine, zur Kirche, sowie zur Wissenschaft und Kunst dargestellt; besondere Kapitel machen den Leser mit den Leistungen und Neigungen des Kaisers auf sportlichem Gebiete, seinen Nordlandreisen und seinem Leben im Hause und in der Familie bekannt, sodas das Werk ein vollständiges Lebensbild Kaiser Wilhelms II. bis auf den heutigen Tag darbietet. Von den Bearbeitern dieses Werkes, — nämlich Gerhardt v. Amynor, Richard Almann, Graf Hans Bernstorff, G. W. Bürgstein, Friedr. Frhr. v. Dinklage-Campe, Franz Dietrich, Max Grube, Paul Gießfeldt, Ernst Hülle, F. Kessler, A. Kretzschmar, v. Stradonitz, W. Lexis, C. v. Massow, W. Münch, Ludwig Reich, Karl Ringhoffer, J. Scheibert, W. L. Schreiber, B. v. Strang, Georg Struß, Adolph v. Wendtstein, — ist jeder einzelne hinsichtlich des von ihm bearbeiteten Theiles, vermöge seiner genauen persönlichen Sachkenntnis, als eine Autorität zu betrachten, sodas das Werk an Reichhaltigkeit, namentlich aber an Zuverlässigkeit des Inhaltes unübertroffen dasteht. Dem Werke ist durch Erhellung der Quellen, durch Ertheilung wichtiger Auskünfte und durch Uebersetzung seltener und kostbarer Bilder aus der gesammten Lebenszeit Kaiser Wilhelms II. seitens Ihrer Majestäten der Kaiserin Auguste Viktoria und der Kaiserin Friedrich, sowie auch von den Behörden und Sammlungen die größtmöglichste Förderung zu Theil geworden. Ca. 400 Illustrationen schmücken den Text, außerdem sind dem Werke noch eine große Anzahl Kunftafeln in tadelloser Ausführung beigegeben. Der Preis des Werkes beträgt 5 Mk., im Verhältnis zu dem Gebotenen gewiß erstaunlich billig. Gleichzeitig erscheint eine nummerierte Liebhaber-Ausgabe auf feinstem Kunstdruckpapier und in echtem Kalbleder-Einband zum Preise von 50 Mk. — Bei der Gediegenheit des Werkes hinsichtlich seines Inhaltes in Wort und Bild, sowie in Bezug auf seine Ausstattung darf dasselbe nicht bloß aus rein patriotischen Gesichtspunkten, sondern auch als eine Denkschrift von hohem geschichtlichen Werth Anspruch auf das allgemeine Interesse in allen Kreisen unseres deutschen Vaterlandes erheben.

— Der Wäschschrank. Was der eiserne Geldschrank für den Herrn des Hauses, das ist der Wäschschrank für die Hausfrau; trotz aller Wandlungen der Anschauungen und Sitten macht seine Fülle und Ordnung noch immer den Stolz jeder deutschen Frau aus. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke des Verlages der „**Wiener Mode**“, ein dem Wäschschrank gewidmetes Werk heraus zu geben („**Der Wäschschrank**“, Wäsche = Album der „**Wiener Mode**“ verfaßt von Regine Almann); dasselbe wird in dem soeben erschienenen 17. Hefte der „**Wiener Mode**“ eingehend besprochen. Das Fest, das der Jahreszeit entsprechend vorwiegend Wäscheleider bringt, ist zum Preise von 45 Pfg. (Abonnement 2 Mark 50 Pfg.) durch alle Buchhandlungen und vom Verlage der „**Wiener Mode**“, Wien, Wienstraße, zu beziehen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.